

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 1

**Artikel:** Der Schweizer und der Reichsdeutsche

**Autor:** Volmar, F.A.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633499>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

sind. Denn die Zeitzeit mit ihren hohen Anforderungen an jeden einzelnen Menschen frägt bekanntlich mehr nach dem Un- und Hinzugelernten als nach dem Ueber=  
lieferten und Ueber|agenen, und darum tritt das  
alte Kulturvolk auch immer mehr in den Hintergrund gegenüber dem Zustrom an Neu'm aus dem großen Kulturreservoir der Niederungen und der Großstädte. Die Dialekte schleifen sich ab, die Erinnerungen an das große sachliche Erleben, das in der uralten Volksprache aufbewahrt ist, geht im Laufe der Jahre verloren. Werke, wie Dr. Friedlis „Bärndütsch“ vernögeln in diesem Prozeß nur retardierend zu wirken. Und doch bedeuten sie einen Kraftzuschuß sondergleichen für unser Volkstum im Kampfe gegen den verflachenden und verwässernden Einfluß der Halbkultur, die das wogende Meer des Zeitgeschehens als Spritzer in unsere Täler hinausschlägt. Friedlis Werk ist ein Jungbrunnen für uns, aus dem wir gerne und mit Gewinn für unser innerstes Erleben schöpfen und das wir dereinst mit freudiger Genugtuung unseren Kindern übernachen werden mit der ernsten Mahnung, in gleicher Weise daraus Kraft und Erneuerung zum kraftbewußtsten Volkstum zu schöpfen.

H. B.

### Aus dem Kapitel: „Volksglauben“. I

#### Es Schälmezwärgli.

Emene Chüeijer uf Stalde ist emal d's ganz Summermulche mihraate. Er hät dehtwäge d's Zwärgli, wa n' under der Zoggelisflueh ist daheime g'si, g'fragt, ob äas 'mu rit hönniti us si'm Ung'säll hälfte. B'hüet is wohl! macht d's Zwärgli, u git mu es roots Salb für darnit d'Cheesleni am Morge vor Sunenufgang iz'ribe. Aber der Chüeijer ist doch e-m Biž miztrüwa g'si u hät emel z'erst numen ganz es chlis Tumeli g'salbet. Chum ist er färtig, so flügt das Cheesli zur Tüür us un ist gäge d'Toggelisflueh hiit verschwunde. Du hät er tifig de Räaste Salbi an di groÙe Steina g'striche, wa z'ringsetum um d's Steefeli si g'läge. Druß hein die sich och ang'fange weigge, sin gäre d'Toggelisflueh uehi 'trolet u hein das Schälmezwärgli z'Tod g'schlage.

#### Nidle zieh.

Es arms Schuesterli us der Bissen ist i d'Lauene zu n ere Familie uf d'Stör. Da hät's g'seeh, daß d'Husmueter all Tag im Stoohnachübbli ankelt, u si hein doch ekels Beeh g'habe. Daas ist däm Schuesterli verdächtigs vorhoo. Wa d'Frau en Augemblick usi geit, gugget 's dän Chübel hinder em Ofen aan, dreeijt 'ne n e chlei uf d'Site u g'seeht, daß e Zädel d'runder ligt. Us däm hät's g'heize:

Us ietwaderem Hus es Löffeli volls,  
Das git mier och es Chübeli volls.

Der Schuester hät das Bapirli g'swind i Sack g'stäckt un ist wider us sis Stüehli g'sässe. Nach eme Schwidli märt er, daß mu d'Nidle n us dem Hosead rünnt. D's Schuehmascherli ist verläges worde u hät g'seit, äs sigi mu schlächt, es müesi heim. Wa's daheimen ist g'si, nimmt's es Chässeli i d'Stube u leit das Zädeli d'runder. Der Chässeliboden ist uf der Ställ nideliga worde, un es hät geng g'meehret u g'meehret, u nach eme Schuhli ist d's Chässeli volls g'si. Os Mändeli hätti du Nidle g'nue g'haben, un es isch 'mu hübschlich waß worde. Es nimmt dä Zädel u würft 'ne zum Pfääster usi. Bald ist der Tüfel verbi choo, hät vor em Hus das Bapirli z'sämeig'läsen un ist froh g'si, daß er ekei Nidle meeh hät b'brucht fürerz'schaffe.

Zum Milch zieh hät öpper e Chrotta under der Gäpse g'habe.

#### Sinn-Spruch.

Rekord und Ehren, Geld, Vergnügen aller Art und schöne Kleider, gutes Essen: Schale Freuden! Wo ist das Glück? Die Menschen jagen unermüdlich suchend hier und dorthin nach dem Glück — und bergen doch das wahre Glück der Gottesharmonie nur in sich selbst.

Roland Bürli.

## Der Schweizer und der Reichsdeutsche.

(Ein Gespräch.)

... und der Schweizer, so verschieden ihn die einzelnen Kantone auch entwickelt haben mögen, trägt das Bewußtsein aller seiner verbündeten Landschaften an einer eigentlich bereiten und fruchtbaren Stelle seines sonst nicht leicht durchdringlichen Gemüts.

R. M. Ritter.

Der Reichsdeutsche: „... Schweizer sind Sie? Na, eigentlich also: Deutscher Schweizer Staatszugehörigkeit, wie?“

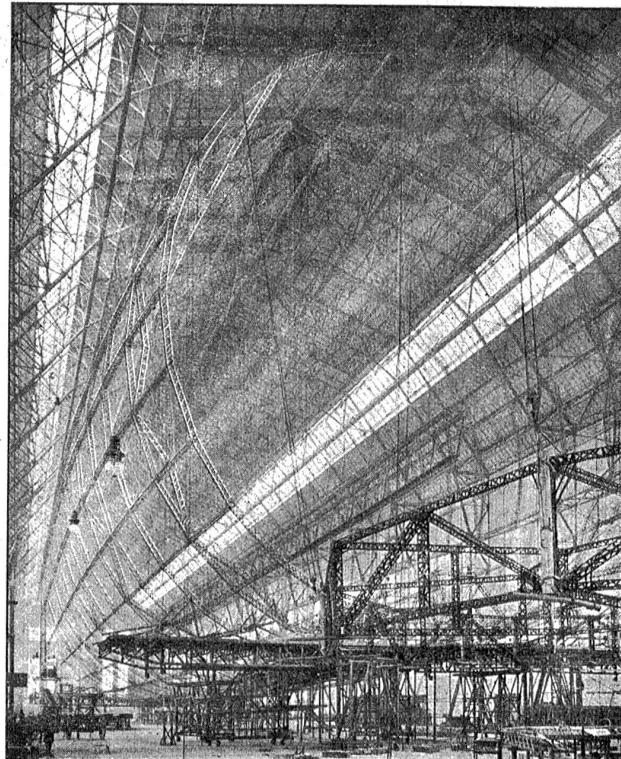
Der Schweizer (für sich murmelnd): „Eh du häzters Schnörrewagner! (Laut) Nein, das stimmt nicht! Schweizer sind wir!“

Der Reichsdeutsche (ihm auf die Schulter klapsend): „Guter Mann, Sie verwechseln Staatsbewußtsein und Nationalbewußtsein.“

Der Schweizer: „Woß verfluecht abenang! Da git's nüt z'verwächsle! — Ich sage Ihnen nochmals: wir sind Schweizer, wir fühlen uns als Schweizer und nicht als Deutsche, wenn man schon im Ausland herum immer glaubt, die alemannischen Schweizer seien Deutsche. — Nüt für unguet, aber Ihr zum Beispiel, wie Ihr da so vor mir steht und sprech — Ihr seid mir eigentlich fremd...“

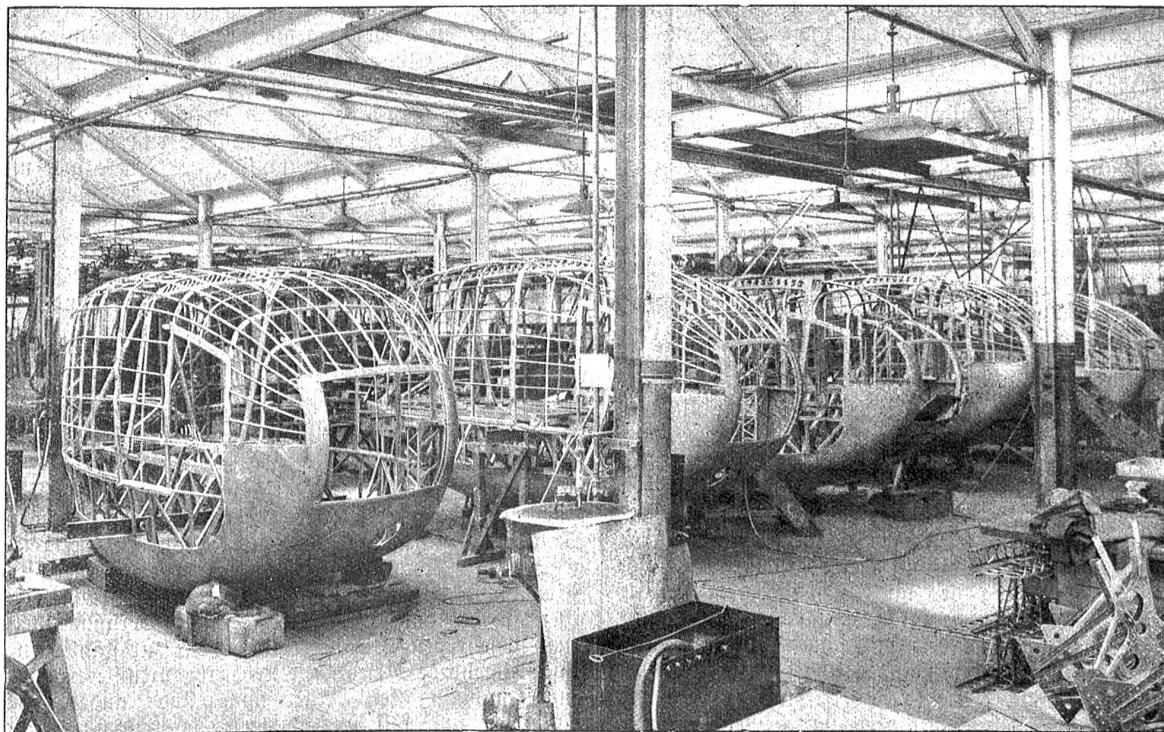
Der Reichsdeutsche: „Na ja! Aber doch wohl eigentlich weniger fremd als zum Beispiel einem französischen Schweizer gegenüber, wie?“

Der Schweizer: „Daz wir zwei da nun zufällig die selbe Sprache sprechen, das macht es noch lange nicht aus. Der Welsche steht mir näher, lieber Herr, nicht allein, weil wir Eid-Genossen sind, auch sonst noch... Sehen Sie, die Landschaft und die jahrhundertealte demokratische Entwick-



Das größte Luftschiff der Welt,

der stolze Zeppelin L. Z. 127 geht gegenwärtig in der Werft in Friedrichshafen seiner Vollendung entgegen. Das Riesenfisch übertrifft den „Von Angeles“, der den Flug „Europa—Amerika“ vollführte, in jeder Beziehung. Dr. Eckener, der Leiter der Zeppelin-Werke, wird nach Vollendung des Luftschiffes damit eine Reise um die Welt vornehmen. Nachher wird es voraussichtlich an die spanisch-argentinische Luftverkehrsgesellschaft verpachtet werden, die beabsichtigt, im Herbst 1928 einen regelmäßigen Luftschiffverkehr zwischen Sevilla und Buenos Aires zu eröffnen. — Obenstehendes Bild zeigt das Schiffsgitter im Bau. (Cliché „Schweizerfamilie“.)



In der Zeppelinwerft in Friedrichshafen

Die fünf Maschinengondeln des neuen Zeppelin im Bau. — Die Ausmaße des Luftschiffen sind folgende: Das Luftschiff weist eine Länge von 235, einen Durchmesser von 30,5 und eine Höhe von 33,5 Metern auf. Der Renninhalt des Tragkörpers beträgt 105 000 Kubikmeter. Der Querschnitt bildet ein regelmäßiges 28 Eck. Fünf Maybachmotoren von 530 PS. Besorgten mit einer Gesamtkraft von 2,650 PS den Propellerantrieb. Bei voller Maschinenkraft geben sie dem Luftschiff eine Stundengeschwin-

lung, das geht auch in das Blut, in den Charakter über. Darum ist der Welschschweizer auch nicht einfach ein Franzose und der Tessiner nicht einfach ein Italiener. Und darum fühlen auch wir alemannischen Schweizer Euch Norddeutschen, aber auch den Süddeutschen gegenüber, deutlich, daß wir halt eben anders sind.“

Der Reichsdeutsche: „Sie sagen „alemannische Schweizer“ statt „deutsche Schweizer“, aber es ist doch wohl das selbe.“

Der Schweizer: „Nein, es ist eben nicht das selbe. Leider haben das bei uns auch noch nicht alle gemerkt. Es ist ein großer, oft ein himmelweiter Unterschied zwischen einem Preußen und einem Bayern, und ein Schwabe ist auch wieder etwas Apartes. Man könnte auch fragen: Was anders hält euch denn schließlich zusammen als das Staatsbewußtsein?“

Der Reichsdeutsche: „Aber Mensch! Die Sprache, die gemeinsame Sprache!“

Der Schweizer: „Werter Herr, ich will jetzt bei den Schweizern bleiben und die Nord- und Süddeutschen aus dem Spiel lassen. Also sehen Sie: Trotz der gemeinsamen Schriftsprache sind wir alemannischen Schweizer so wenig Deutsche als die Holländer, die Dänen, die Schweden, die Norweger Deutsche sind. Hingegen sind die verwandten Züge des alemannischen Schweizers mit diesen Völkern gewissermaßen intimer als jene mit den Deutschen. Eine Sage besagt denn übrigens auch, ein Teil der Ur- oder Innerschweizer sei in grauer Vorzeit aus Skandinavien eingewandert. In abgelegenen Gegenden der alemannischen Schweiz findet man aber auch typische Römerköpfe. — Und dann: Sie wollen doch auch nicht behaupten, daß jeder Slawe ein Russe sei. Der Pole ist kein Russe und der Ukrainer will auch kein Russe sein. Und ein Russe ist kein Tscheche. Nun gut: Man kann als Sammelnamen die Bezeichnung Germanen gebrau-

digleit von 128 Kilometern. Unter normalen atmosphärischen Verhältnissen hat der neue Zeppelin eine Hubkraft von 129 Tonnen. Die Besatzung beläuft sich auf 26 Mann. Den Fahrgästen stehen 10 Wohnkabinen mit je 2 Betten und ein Aufenthalts- und Speiseraum zur Verfügung. Die Waschküche, sowie die Laderäume für Post und Fracht, sind im Innern des Luftschiffes. (Cliché „Schweizerfamilie“).

chen, wobei die Vielfalt der Arten und Typen um so weniger außeracht gelassen werden kann, als man sich dabei schon der offensichtlichen Unterschiede innerhalb der Grenzen Deutschlands wird erinnern müssen.“

Der Reichsdeutsche: „Schön, es mag sein, daß Ihr deutschen — entschuldigen Sie — Ihr alemannischen Schweizer mit Eurem etwas herben, verschlossenen und schwefälligen Wesen eher den von Ihnen genannten nordischen Völkern ähnelt, obwohl, wie es heißt, eine gewisse Heiterkeit und Gemütlichkeit und eine peinliche Sauberkeit auch an die Holländer erinnern soll. Aber Menschenkind, es bleibt die Sprache, die gemeinsame Sprache! Eure Zeitungen werden deutsch gedruckt, Hochdeutsch ist die Schriftsprache und der Unterricht wird, so viel ich weiß, deutsch erteilt. Ihr sprecht Schweizerdütsch; na, aber das ist ja nur ein Dialekt, der gegenüber der Schriftsprache in den Hintergrund treten muß.“

Der Schweizer: „Er tritt eben nicht so in den Hintergrund wie Sie glauben. Es sprechen ihn auch hohe und höchste Beamte, nicht nur zu Hause, auch in der Dienstzeit. Und es ist eben nicht „nur ein Dialekt“, dessen Eigentümlichkeit in einigen größeren oder kleineren Abweichungen vom sogenannten „Gutdeutsch“ besteht. Vielen klingt es überhaupt nicht deutsch. So hat sich der Deutsche Christian Morgenstern einmal notiert: Wie eigentlich ähnlich sich Schweizerdütsch und Norwegisch! — Gehen Sie einmal nach Bern. „Schang shtang uf, d'Sonne schint scho“ oder „I ha ja gäng no cho“ wird Ihnen chinesisch tönen, aber wenn Sie sich die Mühe nehmen und recht hinöhren, so werden Sie plastische Wörter und Wendungen vernehmen, die es im „Gutdeutschen“ nicht gibt, Sie werden eine Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten entdecken, hinter der das Schriftdeutsch zurückbleibt und armselig wirkt. Und darum eben ist uns die Mundart, unsere eigene Sprache, lieb; nicht allein, weil sie eben heimatisch klingt, sondern weil sie uns einen Wort-

reichtum und Nuancierungsmöglichkeiten bietet, für die langwierige hochdeutsche Umschreibungen nur unvollständigen Erfolg leisten könnten. Ich würde ordentlich Zeit brauchen — und doch versteht man darunter etwas ganz bestimmtes — wenn ich Ihnen erklären wollte, was ein Chääri, e Chnorzi, e Sürmu, e Chnuuschi, e Psiuschi, e Gschabi, e Gritti, e Schlusi, e Tschali, e Gali, e Ggöl, e Löl, e Hootsch, e Totsch, e Toggu ist. Und was düssele, chüschele, chüderle, täsele, müntschele, täuppele, tryschaagge, was prichte, tampe, waschle, lasere, praschauere, wäffele, hifle u zängle, was pänggle u preiche, was gugle u päägge, was gaggele u gsäterle, was lose, luege, gugge, güggele u glüssle bedeutet, das können Sie wahrscheinlich nicht mal erraten."

Der Reichsdeutsche: „Dia, eine gewisse Urwüchsigkeit ist ja nicht abzusprechen. Aber gerade schön tönt es nicht.“

Der Schweizer: „In Ihren Ohren. Uns tönt das Reichsdeutsch, namentlich das nordische, auch nicht eben angenehm. Freilich gibt es bei uns Schulmeister, die uns weismachen wollen, so wie das Schriftdeutsch im nördlichen Deutschland gesprochen werde, sei es allein richtig. Sie bemühen sich, uns eine richtige Aussprache beizubringen, aber sie vergessen, daß dieses schneidig gesprochene Hochdeutsch mit seiner Vergewaltigung der lautlich festgelegten Vokale und Konsonanten eben so wenig Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben kann, wie das mit schwyzerdütscher Färbung gesprochene Schriftdeutsch. Aber halt, wir sind mit der Mundart noch nicht fertig, es ist da noch ein anderer Punkt. Die Mundart wird eben nicht nur gesprochen, sondern sie wird auch gedruckt.“

Der Reichsdeutsche: „Na ja, so Schwank-, Scherz- und Gelegenheitsdichtung.“

Der Schweizer: „Eben gerade nicht. Oder nur in geringem Maße. Was in der Mundart Bestand haben will, muß wesentlich, muß acht sein, durch und durch. Und so ist das, was wir in unserem kräftig gedeihenden Mundartschrifttum an Lyrik, an Erzählungen und Skizzen und in Romanform, an Lustspielen und ernsten Dramen haben, keine wässrige, sondern eine würzige, nahrhafte Röst, die nicht zuletzt auch moralische Kräfte weckt und erhält. Sie stammt von Leuten in Stadt und Land, die auch hochdeutsche Zeugnisse ihres Könnens abgelegt haben. Und das, beiläufig gesagt, Schweizer Eigenart auch im hochdeutschen wie auch im welschen Schweizer Schrifttum deutlich in Erscheinung tritt, ist Ihnen vielleicht bekannt.“

Der Reichsdeutsche: „Nach all dem, was Sie vorgebracht haben, stehe ich nicht an, dem alemannischen Schweizer eine ausgeprägte Eigenart zuzusprechen. Nichtsdestoweniger werden Sie aber gewisse Beziehungen zu den andern germanischen Stämmen deutscher Sprache nicht leugnen wollen.“

Der Schweizer: „Zusammenhänge und gemeinsame Erbgüter zu leugnen, fällt niemandem ein. Aber sein Eigenstes läßt man sich nicht antasten. Jedes Volkstum hat seinen Garten; wenn es ihn mißachtet und vergißt, wenn es ihn überwuchern und versinken läßt, verliert es seine Seele, wird gesügiges, aber geringwertiges Menschenmaterial. Und wenn es seine Seele verloren hat, wird es, zumal, wenn es zahlenmäßig nicht besonders stark ist, Schritt für Schritt auch seine Heimat verlieren. — Wenn es auch Bäumchen und Abgrenzungen gibt im Schweizergarten, so wächst darum herum doch ein Lebhag, und was darin wächst, kann eben nur in dieser gemeinsamen Erde, in dieser frischen, freien Luft gediehen.“

Der Reichsdeutsche: „Nicht übel gesagt. Dürfte auch in bezug auf Deutschland stimmen.“

Der Schweizer: „Der Zusammenschluß der verschiedenen deutschen Staaten zum Deutschen Reich war aus einer politischen Notwendigkeit heraus erfolgt. Man hat bei dieser Gelegenheit nicht versäumt, rasch etwas Dauerhaftes zu schmieden. „Deutsche sind wir alle“, so lautete die Parole. Erst in zweiter Linie Bayern, Franken, Schwaben usw. Man hat zur Zeit der eisernen Disziplin und Organisation des

militarisierten „Deutschland, Deutschland über alles“ vergessen oder nicht mehr geglaubt, daß man allen Schlagworten zum Troß zunächst Preuße ist und bleibt, daß man den Sachsen, den Bayern, den Schwaben, den Franken im Hohenzollern-Deutschen niemals ersticken kann. Man kann es nicht, aber der steinerne Polyp Berlin übt einen moralischen Druck auf jene ursprünglichsten Kräfte aus und hindert sie, ihr Wesen richtig und in unverfälschter Frische zu entfalten. Jetzt soll diesem Schlagwort auch der Österreicher zum Opfer fallen.“

Der Reichsdeutsche: „Na hören Sie mal, Sie möchten also am liebsten das Deutsche Reich auseinandersprengen. Großartig! Weil, wie Sie glauben, die verschiedenen Völker im Rahmen ihr eigentliches Wesen nicht völlig entfalten können? Glauben Sie denn nicht an die Möglichkeit einer gegenseitigen Ergänzung? Und wenn das Deutsche Reich auseinander soll, müßte man denn nicht viel eher die Schweiz in ihre Bestandteile auflösen?“

Der Schweizer: „Man könnte es meinen, nicht wahr? Aber es stimmt nicht. Der Bayer und der Preuße und der Schwabe, sie ergänzen sich nicht, sondern sie reiben sich gegenseitig. Was braucht der oft mehr als selbstbewußte Preuße für eine Ergänzung? Er will gar keine. Bei uns aber ist es anders. Unsere Schicksalsverbundenheit trägt nicht so sehr den Stempel des Willens zur Stählernen Macht, als vielmehr des friedlichen Lebensbedürfnisses nach Freiheit und Unabhängigkeit. Aber noch etwas anderes hält uns zusammen und soll uns immer fester zusammenhalten: die gegenseitige Ergänzung des Germanischen und Romanischen. Das Germanische, das Alemannische sucht das Romanische, das Welsche, es sucht und verlangt die Ergänzung seines Wesens und hat es, mehr oder weniger bewußt, stets getan. Lieber flechten wir ein welsches Wort in unsere Mundart ein, es ist schmiegsamer als das spröde Hochdeutsch. Umgekehrt hat das Romanische das Germanische nötig. Daß wir die Möglichkeit haben, im eigenen kleinen Lande europäisch denken und verstehen zu lernen, das ist allerdings bei uns selbst auch noch zu wenig erkannt und fruchtbar gemacht worden. Den Tessinern sollte man eine eigene Universität, die ihnen zum Nutzen des ganzen Landes zukommt, nicht länger vorenthalten, und in den Schulen und in der Presse müßte man mehr als bisher das Bewußtsein von der europäischen und menschlichen Bedeutung der Tatsache unserer Eidgenossenschaft und damit den Wunsch nach einem noch besseren gegenseitigen Verstehen in jedem einzelnen weden.“

Der Reichsdeutsche: „Na also, laßt das Deutsche Reich vorderhand in Ruhe und baut Euren Miniatur-Völkerbund weiter aus.“

Der Schweizer: „Gewiß, gewiß, das wollen wir. Es wird um so leichter sein, als wir dem großen Völkerbund vor allem einen festen Rüst voraus haben — daß wir Schweizer sind, die weder von dieser noch von jener Seite über sich verfügen lassen.“ F. A. Bolmar.

### Frage.

Vom Straßenlärm umbrandet, schleppt ein Weib  
Sich an der Krücke fort, gebeugt den hagern Leib.  
Taucht einer auf und spricht ihr freundlich zu;  
Ich steh' verwundert — bist es du?

Ein Knirps am Tor; sie ließen ihn allein,  
Wer will dem Hödli Spielgenosse sein?  
Nun hält er greinend sich die Augen zu.  
Da streichelt eine Hand ihn — bist es du?

Ich grüße dich und bitt' um deine Kunst,  
Doch du mich lehrst deine feine Kunst,  
Ein Weh zu scheuchen im Vorübergehn,  
Ein Herz zu trösten, wär's auch ungesehn.  
— Sag', möchtest du? H. Thurow.